

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 26. Bromberg, den 31. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

25. Fortsetzung.)

„Setz' dich da ins Moos, Bruder Baron! Was bringst du?"

„Geld — wenn du brauchst . . . Hilfe — soweit ich vermag . . ."

„Ich dank' dir, Münchhoff! . . . Gage zahlt der Herzog seinen Offizieren reichlich — mir dreihundert rheinische Gulden im Monat — und helfen kann uns nur der liebe Gott . ."

„Mög' er sich eilen . . .! Eure Lage ist verdammt ernst, Juel! Das Treffen bei Ölper hat euch wenig Luft geschafft . . ."

„Ich hab' von der Affäre nur den Kanonendonner gehört!" sprach Juel Wisselinck düster.

„Der Herzog steht immer noch mit der Schwarzen Legion in Braunschweig! Vor ihm der Franzose — der Rewbell! Zehnfache holländische, dänische und rheinbündische Übermacht von zwei Seiten im Anmarsch!"

„Und ich liege hier auf seine Order wie ein Wilddieb hinterm Strauch." Der Leutnant Wisselinck sprang ungeduldig auf die langen, bespornten Beine und spähte die mondweiße Straße hinab. „Es ist eine Auszeichnung! Ich weiß es! Ich soll einen großen Fang tun! Irgendeinen Hochmeister der höllischen Bruderschaft! Wir kennen seinen Namen nicht . . ."

„Krieg' den Teufel nur erst beim Schwanz!"

„Er kommt ja nicht . . . Tag und Nacht sitz' ich hier auf dem Anstand! Und wenn wir den Fuchs endlich im Sack haben — was wird's denn sein? Ein lumpiger Bonapartescher Herzog, der früher Ladendiener oder Kaffeehaus-Markör war — oder irgendein armseliger König . . . Ich ritte am liebsten von meinem Posten davon, um bei der nächsten Bataille der Legion dabei zu sein! Zum Glück haben wir unsere Pferde ins nächste Dorf geschickt, damit uns ihr Wiehern nicht verrät!"

Der Totenkopfreiter warf sich grimmig in seiner ganzen Länge auf das weiche Moos und starrte zu dem Vollmond zwischen den Wipfeln empor. Nach einer Weile sagte er:

„Wir haben uns seit dem Unglücksmorgen an der Knallhütte nicht mehr gesehen, Bruder Münchhoff. Was ist aus unseren Kameraden beim Dörnbergschen Aufstand geworden?"

„Von den Franzosen erschossen. Auf den Galeeren. Was sich retten konnte — die beiden Dörnberg selber und viele andere —, kämpft ja jetzt bei euch in der Schwarzen Legion. Auch das Halbdutzend Schillscher Offiziere, das die Franzosen nicht füsiliert oder in den Bagno geworfen haben. Und der Katte, nach dem Unglücksputsch in der Altmark! Seine Mitverschworenen . . . du kannst dir das französische Kriegsgericht in Magdeburg denken!"

„Ein Teil gehängt — ein Teil zu Pulver und Blei begnadigt. Sogar ein paar junge Mädchen mußten daran glauben!"

„Der alte Oberst Emmerich in Marburg . . .?"

„Der hat, mit seinen fünfundsiebzig Jahren, noch vor dem Peloton seine Pfeife geraucht, ohne Binde vor den Augen, und selbst den Franzosen das Kommando zum Feuern gegeben. Den Universitätsprofessor Sternberg und die andern haben sie gleich nachher exekutiert . . . Und so weiter durch Deutschland hin . . ."

„Wehe über Israel . . .", sprach der Welfenleutnant Wisselinck. Dann horchte er auf. Nein. Nichts! Nur fernes Käuzchengelächter und nahes Unkenläuten. Die Zeit rann. Der Mond schwand. Der Wald wurde kellerdunkel. Die Luft feucht, voll von dem fröstelnden Schauer der letzten Stunde vor Morgengrauen.

„Euer Diable de Distinction müßte ein dummer Teufel sein, wenn er nicht gemerkt hätte, daß Braunschweig noch in den Händen des Herzogs ist!!" sprach der Baron im Schweinehändlerkittel.

„. . . oder daß der Herzog in Braunschweig umzingelt ist, so daß man ruhig an dem Löwen im Käfig vorbeipassieren kann! Es ist ja hier seit gestern abend das Gerücht auf allen Dörfern, die Legion hätte schon kapituliert!"

Der eine der schwarzen Reiter stand auf, reckte gähnend die Arme und stieg, den Steinschloßkarabiner im Arm, steifbeinig über den Straßengraben. Juel Wisselinck hielt ihn zurück.

„Geht lieber ins Dorf zurück, Schellhase", sagte er leise, „setzt euch auf euren Schimmel und reitet nach Braunschweig und bringt mir Meldung, wie es dort steht! Unsern Schnarrposten da vorn löse ich selber ab!"

Er ging zwanzig Schritte die Straße entlang bis zu einem mächtigen Findlingsblock im Acker an der Wegbiegung. Der schwarze Roßschweif eines Totenkopf-Tschakos lugte dort, im ersten fahlen Morgenzwielicht, hinter der Granitdeckung hervor. Der Husar, der bis dahin da Wache gehalten, kam zurück und gesellte sich zu den schwarzen Kameraden im Waldnest. Alles war still. Ganz fern hallten dumpfe Hufschläge durch die Nacht.

„Da reitet der Schellhase hin!" murmelte einer der drei Schwarzen. Der Kapitän von Münchhoff gebot mit einer hastigen Handbewegung Schweigen, warf sich nieder und legte das Ohr auf den feuchten, elastischen Moosteppich des Waldbodens.

„Das sind mehr Pferde", flüsterte er, „mindestens vier! in gestrecktem Galopp! Das Rollen von Rädern! . . ."

„Ein Wagen . . ."

„Da hinten sieht man einen Schatten auf der Straße . ."

„Ganz deutlich! Er kommt schnell durch den Nebel näher!"

„Er karriolt wie der Deubel über Stock und Stein! Die Kerle haben Lunte gerochen!"

„Es sind zwei! Sie lösen sich ab. Der eine schläft, der andere steht aufrecht im Wagen und guckt nach allen Seiten."

„Jetzt gibt er dem Postillon einen Rippenstoß, noch schneller zu fahren . . . Wenn nur Wisselinck vorn auf dem Posten ist."

„Da springt er schon den Gäulen in den Weg . . ."

„Halt — da!" gellte durch die Nachtstille die schneidende Stimme des Ostpreußen. Der kanariengelbe Schwager auf dem Bock hieb auf die Pferde. Er hetzte sie an dem kohlschwarzen Krieger unten vorbei. Aber der lief nebenher, faßte mit Löwenkraft in die Zügel. Die Gäule stiegen und stolperten. Der Wagen stand, schief, mit einem Hinterrad schon halb im Graben.

„Halt! . . . Im Namen des Herzogs von Braunschweig!"

„Gern, mein Herr!" sagte der stehende Herr im Wagen in fremdartigem Deutsch und langte in die Tasche seines schlichtbürgerlichen Reiserocks. „Ich werde Ihnen sofort meinen Passierschein zeigen!"

„Er holt ein Pistol heraus!" schrie, aus dem Waldsaum vorspringend, einer der Schwarzen. „Wisselinck — gib acht!" brüllte ein anderer. Es donnerte hart an dessen Ohr. Der

Baron Münchhoff hatte ein Terzerol aus seinem schmutzigen Kittel gerissen und auf den Herrn im Wagen gelöst, ehe der noch zu Schuß kam. Der Fremde breitete beide Arme aus, knickte in den Knien und fiel lautlos nach hinten auf den Sitz. Die Welfenreiter umringten den Wagen. Sie trugen den Verwundeten in das Mauthäuschen und betteten ihn in der Hinterstube auf die Nachtpritsche des geflohenen Steuereinnehmers. Er lag steif und stumm. Über dem rechten Ohr war sein weißblondes Haar feuchtwarm und dunkelgefärbt. Der Kurhesse beugte sich über seine Brust.

„Tot!" sagte er. „Das kommt von der Hinterlist!" Er langte aus der Brusttasche des stillen Mannes ein paar Papiere und überflog sie beim Flackerschein eines Kerzenstumpfs. „Ein Paß für den königlich-holländischen Luitenant-Kolonel Jonkheer Mauritz van Braak!"

„Hier drinnen ist seine Uniform!" In dem aufgeschnallten Felleisen, das der eine Legionär in die Hinterstube getragen, schimmerten ein weißer Kürassierfrack, schwarze Reiterstiefel, silberne Schärpe. Juel Wisselinck wandte sich ab.

„Das ist unser Mann nicht," sagte er, „sondern nur sein Begleiter! Wo habt ihr den anderen? Nebenan? Gut!"

In dem kahlen Raum mit den zersäbelten Wandbildern Napoleons des Weisen und des Königs „Morgen wieder lustick!" stand, von zwei Schwarzen mit gespannten Steinschloßhähnen und frischem Pulver auf der Pfanne bewacht, undeutlich in der Dämmerung ein martialisch gewachsener Mann in einem dunklen, weiten Pelerinenmantel. Er hatte seinen Zweimaster auf den Tisch gelegt und trat herrisch, befehlsgewohnt, mit zwei starken Schritten auf den Leutnant Wisselinck zu.

„Bin ich hier unter Briganten ...? He?" rief er drohend in zornigem Französisch.

„Unter der Schwarzen Legion, mein Herr!"

„Der Landesherr, König Jérôme, hat die Schwarze Legion und ihren Führer als Wegelagerer geächtet!"

„Und der Herzog von Braunschweig hat den ehemaligen Schiffsleutnant Jérôme Bonaparte für einen straffälligen Thronräuber erklärt!"

„Wie dem auch sei ..." Der sechs Fuß hoch aufgeschossene Mann im Radmantel bemühte sich, ruhig zu erscheinen und einzulenken. „Ich bedauere den unbesonnenen Übereifer meines Begleiters, den er so verhängnisvoll büßen mußte! Ich trage an diesem blutigen Vorkommnis keine Schuld. Ich schlief ..."

„Niemand krümmte Ihnen ja auch ein Haar ..."

„Und es liegt auch nicht der geringste Anlaß dazu vor, mein Herr! Ich habe als Holländer mit diesen deutschen Händeln nichts gemein! Sie sehen in mir einen der früheren Hoogmoegenden, der Gesetzgeber der Batavischen Republik, der, nach Einsetzung des Königs Louis, seine schwachen Kräfte der neuen Monarchie zur Verfügung gestellt hat und in delikaten Staatsaffären zum Großherzog von Würzburg reist. Mein Akkreditiv mit der Unterschrift des Ratspensionärs Schimmelpenninck wird es Ihnen beweisen! Fürchten Sie nichts! Ich hole keine Waffe aus dem Sack!"

Der von Münchhoff trat, besorgt um den Freund, mit seinem brennend in einen Flaschenhals gesteckten Talglicht ein. Der Flackerschein erhellte das verwüstete Steuerstübchen und die Gestalt des Fremden. Es war ein kriegerisch schöner Mann mit feurigen, dunklen Augen und soldatisch aufgewirbeltem schwarzen Schnurrbart. Er trug sich mit der prahlerischen Eleganz eines Salonlöwen der Zeit: Unter dem biberbraunen Mantel einen zimtfarbenen Spenzer mit einem Spitzenjabot zwischen hohen Vatermördern, eng anliegende taubengraue Tuchhosen, weißseidene Kniestrümpfe und schwarze Halbschuhe. Die weichliche Stutzerei dieses Aufputzes paßte nicht zu seinem wettergebräunten Gesicht, seinen muskelstraffen, federnden Bewegungen. Juel Wisselinck betrachtete ihn schweigend. Dann gab er dem Kurhessen und den beiden Totenköpfen einen Wink, den Raum zu verlassen.

„Wollen Sie sich setzen, Hoheit!" sagte er, als sie beide allein waren. Und da der andere ihn kopfschüttelnd und begriffsstutzig unter seinen gefurchten, dichten schwarzen Brauen anblinzelte: „Bemühen Sie sich nicht erst, Ihre falschen Pässe zu präsentieren!"

„Ich weiß nicht, wen der Herr Wachtmeister irrigerweise in mir vermutet?"

„Ich bin Offizier. Das müssen Sie, als Brigadier-General der Großen Armee, an meiner seidenen Schärpe und meinem silbernen Portepee auf den ersten Blick erkennen!"

„Brigadier? Sie erweisen mir mit diesem Titel zu viel Ehre, Herr Leutnant!"

„Zu wenig, Hoheit — für den Fürsten Viktor zu Praunheim!"

Der Rheinbund-Souverän zu Praunheim-Kestrich griff rasch und unwillkürlich mit der Rechten nach der linken Hüfte, fand dort nicht den gewohnten Säbelkorb, sondern nur den zimtbraunen Frackzipfel und zuckte die Achseln. Er bewahrte die Selbstbeherrschung des großen Herrn.

„Also lassen wir das Versteckspiel!" sagte er jetzt auf deutsch. „Sie haben Fortüne, mein Herr Leutnant! Ihre Spione haben Sie meisterlich bedient! ... Ich glaubte mein Inkognito auf der Reise unverbrüchlich gewahrt! Wie konnten Sie nur erfahren, daß ich in diesem Wagen saß?"

„Ich wußte es nicht!"

„Und doch erkannten Sie mich?"

„Von früher her. Ich habe Sie schon mehr als einmal gesehen!"

„Am Rhein? Standen Sie in Darmstädter Diensten?"

„Wisselinck!" rief von außen die Stimme des von Münchhoff.

„Nein, Fürst Praunheim! Ich bin kein Soldat von Beruf!"

„Wisselinck!" Der Baron im Leinenkittel steckte den Kopf durch den Türspalt. „Höre, Wisselinck: der Postillon draußen barmt darum, mit seinen Pferden entlassen zu werden ... Wie? Der Kerl soll warten? Gut!"

Die Türe schloß sich wieder. Die beiden Männer sahen sich schweigend in die Augen. Die schönen, den Frauen gefährlichen Gesichtszüge des Mars in Stutzertracht röteten sich heiß. Die Kohlenaugen begannen zu glühen. Ein grimmiges und verächtliches Lächeln zuckte unter dem eisenfresserisch aufgedrehten schwarzen Schnurrbart.

„Ich höre den Namen Wisselinck ..." sagte er.

„Ganz recht!"

„Ein Abenteurer dieses Namens hat in diesem Frühjahr, wie mir von meinem Hofmarschall nach Holland gemeldet wurde ..."

„Ich wundere mich, woher der Herr Hofmarschall meinen Namen wußte ..."

„Durch meinen Kabinettstrabanten Duding, der Ihn voriges Jahr in Königsberg, im Quartier der Marschällin Bossu, sah und sofort nachts im Park von Kestrich wiedererkannte ..."

„Ich danke Ihm für die Aufklärung ..."

„Wie untersteht Er sich, mich anzureden?" Der Rheinbundfürst fuhr auf.

„So wie Er mich!"

„Ich halt es seiner kargen Herkunft zugute! ..." Der napoleonische Brigadier zuckte hochfahrend die Achseln. „Mein Hofmarschall hat mir rapportiert, daß gemeldeter Wisselinck in jener Nacht hintereinander meinen Stallmeister, einen polnischen Grafen und einen Kürassierkapitän durch Spiegelfechterei niedergestreckt hat ..."

„Hoffentlich sind die Herren wieder völlig retabliert!"

„Veranlassung dieser Zweikämpfe waren gröbliche Majestätsbeleidigungen, die dieser Aventurier Wisselinck im Jargon des niederen Volkes gegen mich ausstieß! Darüber gehe ich hinweg! Er kann mich nicht insultieren! Aber Er hat sich unterfangen, in einer Unterredung, die leider meine Gemahlin Ihm unverdientermaßen gewährte ..."

„Es waren keine Zeugen dabei!"

„Und doch hat mein getreuer Kammerherr von Pfiffer von außen gehorcht und durch die Scheiben des Glaspavillons alles vernommen ... Er hat es gewagt, der Fürstin eine Flucht nach Preußen vorzuschlagen, um sich vor dem allgemeinen Désastre am Rhein und im Rheinbund zu retten!"

„Ich habe mich geirrt, Gott hat es anders gewollt!"

„Der in Holland tätige Geheimagent Bienassis ..."

„... ist er noch nicht gehängt?"

„... hat mich des Weiteren über Ihn informiert!" Der Kavalleriegeneral in Spitzenkrause und Seidenstrümpfen reckte sich straff in den Schultern, um kalt auf den anderen hinabzuschauen. Aber die hagere, sehnige Länge des Welfenleutnants hielt die gekreuzten Knochen auf seinem Tschako in gleicher Höhe mit den Goldborten des Zweispitz, den sich Fürst Viktor geringschätzig auf das Haupt gedrückt. „Ich weiß, daß die Fürstin Ihm seinerzeit bei seiner Flucht über die Weichsel behilflich war."

„Nicht die Fürstin, sondern die Putzmamsell Bettinche aus Mainz!"

„... daß Er sich später ungebeten in ihrem Schloß Krähenstein zu Gast lud! Daß Er sich ihr hinterher in Königsberg aufdrängte ..."

(Fortsetzung folgt.)

Gehörlose Dichter.

Von Dr. Paul Schumann-Leipzig,
Leiter des Deutschen Museums für Taubstummenbildung.

„Gehörlose Dichter“, das scheint ein Widerspruch in sich selbst zu sein. Man denkt unwillkürlich an Rückerts Spruch: „Von blinden Dichtern hab ich oft gelesen, — Jedoch von keinem noch, der taub gewesen!“ Aristoteles nennt das Gehör den Sinn des Unterrichts und bezweifelt deshalb die Bildungsfähigkeit aller Gehörlosen. Aber es ergibt sich, daß der Verstand die Kluft überbrücken kann, daß auch Gehörlose zu einer Bildung gelangen, die Werte schafft. Die Welt hat umlernen müssen.

Herder nennt das Gehör den Quell der Sprache, den Quell der Musik, den Quell der Dichtung. Und doch kommen auch Gehörlose zu einer musikalischen, neuschöpferischen Wertung der Worte, zu einer aus der Tiefe des Gefühls hervorbrechenden Dichtung. Wir müssen hier umlernen.

Zwei Sammlungen solcher Dichtungen von Gehörlosen sind in den letzten Jahren erschienen. Zu der von einem Gehörlosen zusammengestellten Sammlung „Lieder aus stiller Welt“ haben 16 Gehörlose aus dem deutschen Sprachgebiet beigetragen. Die Sammlung Ludwig Herzogs: „Verkannte Menschen, Gedichte von Ertaubten“, bringt neue Kräfte hinzu. Von den Auserwählten unter den taubstummen Dichtern: Eugen Sutermeister, Walter Scheffler, Gustinus Ambrosi, dem berühmten Wiener Bildhauer, der Münchener Bildhauerin und Zeichnerin Ruth Schaumann, liegen eigene Gedichtbände vor. Und viele andere bergen ihre Dichtungen in gut verwahrten Handschriften und erfreuen sich ganz allein an ihnen. So sah ich vor kurzem im Besitz eines taubstummen Malers elf starke handgeschriebene Bände, zehn Filmdichtungen, deren malerische, wenn auch ein wenig wilde und verworrene Visionen zugleich in wundersam farbigen Zeichnungen dargestellt sind, einen Band „Kleine Gedichte“. Vielleicht findet sich einmal ein Gönner, der diese Filmdichtungen aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und dem Lichtspieltheater zuführt.

Gehörlose sind es, die zu uns sprechen, wenn auch nicht Taubgeborene. Sie haben einmal am Quell der Sprache gesessen, mit der Muttermilch die Sprache und die Welt des Klanges überhaupt eingesogen. Aber sie sind zum Teil im zartesten Kindesalter, zum Teil im Schulalter völlig ertaubt, fast alle wurden nach starkem Sprachverfall in Taubstummenanstalten gebildet und gewannen hier den Anschluß an die Sprache wieder. Seit Jahrzehnten hat kein Klang der Natur, kein Wort der Menschensprache ihr Ohr erreicht.

Was den Dichter macht, das ist zuerst die innere Überzeugung von seiner Aufgabe. Auch die Gehörlosen fühlen sich als Berufene. Emma Jurrat, mit sieben Jahren vollständig ertaubt, ausgebildet in der Taubstummenanstalt Neuwied, ist Schneiderin von Beruf. Sie sagt von sich selbst, daß die Natur ihr Märchenaugen gegeben habe, daß Märchenglaube sie durchs Leben trage. Das ist das Holz, aus dem Dichter geschnitzt sein müssen. Emma Jurrat spricht:

Wir Dichter.

Mit uns gehn der Stille leise Füße
Durch den Lärm, die Unrast dieser Zeit.
Wir empfinden doppelt alles Süße,
Doppelt auch jedwedes Herzeleid.
Was an Gütern wir ins Leben tragen,
Haben keiner Erde wir geraubt.
Zu den Sternen schwingt sich unser Wagen,
Und ein Diadem trägt unser Haupt.
Und mit königlichen, lassen Händen
Holen Wunder wir aus unserm Schrein
Und empfinden Glück an allen Enden
Und empfinden auch: daß wir allein.

Zum anderen: Sie schaffen aus eigenen sinnlichen Empfindungen und aus eigenem inneren Erleben heraus unter dem Zwange des Gestaltenmüssens.

Freilich ist bei Gehörlosen der Bezirk des sinnlichen Empfindens außerordentlich eingeschränkt: die ganze gefühlsstarke und affektmächtige Welt des Tones und Klanges fällt aus. Hauptsächlich auf Gefühl, Gesicht und Geruch beruht auch ganz folgerichtig und zwangsläufig ihr dichterisches Schaffen, das in farbigen Bildern, in bewegten Szenen, in Erscheinungen einer stummen Welt sich aufbaut. Walter Scheffler, ein gehörloser Buchbinder in Königsberg, sieht eine Sängerin singen, er hört sie ja nicht, und man muß sich die Tragik dieser Sachlage recht deutlich machen. Dieser Eindruck verwandelt sich in ihm in eine Vision:

Ein Lied.

Da sangst — und auf der Töne flirrenden Flügeln
Sah ich ins Weite deine Seele eilen.
Sah sie auf morgenroten, reinen Hügeln
Anbetend weilen.
Und sehnsuchtfiebernd hob sie neu die Schwingen
Dein Auge flammte, und dein Busen bebte,
Als sie durch demantklarer Lüfte Klingen
Der Erde entschwebte
Und hoch in traumerbauten Ländern trunken
Sich ganz verlor bei sel'ger Engel Spiele —
Der Liebe Brunnen sprühte gold'ne Funken
Durch Glut und Kühle.
Das Lied verklang — der laute Beifall rauschte, —
Du danktest lächelnd, doch in deinem Auge
Sah ich erschrocken deine Seele schauern
Im Erdenhauche.

Aber in einem noch tieferen Sinne gestalten diese Dichter aus innerem Erleben heraus unter dem Zwange des Gestaltenmüssens. Sie alle haben tiefstes Leid erfahren. Durch ihre Ertaubung wurden sie plötzlich isoliert, sie verfielen dem Geschick geistiger Unterernährung, ihre Zukunftswünsche und Zukunftshoffnungen waren zerstört. Das grausame Geschick warf sie in der Bahn des Lebens zurück, jeder Tag führte ihnen neues Weh und neue Entsagung zu. In dieser Lebensluft schießen in der Seele zuerst Minderwertigkeitsgefühle auf: Kleinmut, Scheu, Angst, Schüchternheit, Neid, Mißgunst, Unzufriedenheit, Verbitterung. Aber die Seele ist eine durchaus positive Funktion. Bei tieferen und geistig regsamen Naturen werden diese Unlustgefühle Antrieb zu neuem Aufbau, zu Ausgleichsleistungen. Und manchem der Ertaubten ist vielleicht sein Leiden zum Heile geworden, es riß ihn nach oben. Aus den verdrängten Wunschkomplexen nach Schönheit, Harmonie, Ausgeglichensein des Lebens baut sich im Inneren des Betroffenen eine neue Idealwelt auf, die ihren Gestalter erhebt und dadurch befreit.

Es ist ein solcher Schrei aus der Tiefe eines verwundeten Herzen, wenn Berta Hußlein, eine im fünften Jahre ertaubte Schneiderin in Nürnberg, eine Schülerin der dortigen Anstalt, in ihrem Gedicht „Ein Schrei!“ klagt:

Es ist *mein* Leid, *mein* Leid allein,
Durch das ich bin verfemt geboren
Und — daß *mir* durch die Seele hallt
Der Schrei: Du bist dem All verloren.

Mit dem Aufschrei:

„Einer bin ich, der das rote Mal
Der Dornen trägt an Stirn und Füßen“

beginnt Walter Scheffler sein Gedicht „Ergebung“ und schließt es doch mit den Zeilen:

„Flüssig Erz bin ich und warte still,
Bis nach deinem Wunsch mein Bild gegossen.“

Das Dritte, das den Dichter macht, das ist, daß er eine eigene Handschrift hat, die ihm allein eigen ist, die seinem Schaffen den Stempel des Einmaligen gibt. Auch dieser Forderung entsprechen die gehörlosen Dichter. Sie alle leiden am Leben, und ihre Dichtung spiegelt es wider. Aber wie vielfach ist die Palette dieser Maler in Worten, wie verschieden ihr Pinselstrich. Leider ist es nicht möglich, dies im einzelnen zu belegen. Aber schon die sparsamen Proben haben gezeigt, daß die Dichtungen der Gehörlosen auch die letzte Forderung an die Dichtung erfüllen: Gemeisterte Form.

Die Gehörlosen besitzen Versmaß und Formgefühl, einen auf Bewegungsempfindungen aufgebauten Rhythmus, der sich auch in ihren Tänzen und turnerischen Übungen bewährt. In kunstvollen Sonetten, deren Verflechtung an die Filigranarbeit alter Goldschmiede erinnert, weiß Walter Scheffler in seinem Buche: „Mein Königsberg“ das Werden seiner Vaterstadt und ihr gegenwärtiges Sein zu schildern, ihre großen Männer, vor allem Immanuel *Kant*, zu beleben. Und selbst ein so früh Ertaubter wie Eugen Sutermeister, der im fünften Lebensjahr das Gehör verlor und nach vollständigem Sprachverlust in der Taubstummenanstalt Riehen bei Basel erzogen wurde, handhabt flüssig schwierige Formen dichterischer Verflechtung wie das Triolett:

An die Hörenden.

Denket dessen und verstoßt die Tauben nicht,
Wenn ihr schwelgt im üpp'gen Reich der Töne:
Ihre einz'ge Wonne ist der Augen Licht!
Denket dessen und verstoßt die Tauben nicht!
Taube sind, wie ihr auch Erdensöhne,
Daß ihr Dasein Liebe nur verschöne, —
Denket dessen und verstoßt die Tauben nicht,
Wenn ihr schwelgt im üpp'gen Reich der Töne. —

Ist diese Mahnung notwendig und gerechtfertigt? Sie ist es immer gewesen und ist es noch heute.

Versteck spielende Meerestiere.

Von Dr. Schnakenbeck.

Viel des Sonderbaren hört man davon, wie sich Tiere ihrer Umgebung anpassen. Manche Fälle sind sicher Anpassungen, manche sind aber auch etwas erkünstelt und mehr vom menschlichen Verstand künstlich ertüftelt. Hier soll nur von Anpassungen einiger Meerestiere und ihrer besonderen Lebensweise die Rede sein.

Jeder kennt die Plattfische, wie Schollen, Steinbutt, Seezungen; aber wie sie im Meere leben, das weiß nicht jeder, der sie gern als schmackhaftes Gericht auf dem Tische sieht. Das kann man in der Fischhandlung und in der Küche sehen, daß die Plattfische auf der einen Seite gefärbt, auf der anderen Seite ungefärbt sind, und daß die Augen auf der gefärbten Seite stehen. Das deutet schon auf ihre Lebensweise hin: sie liegen mit der ungefärbten Seite nach unten auf dem Meeresboden. Sie sind also Bodenbewohner und keine Bewohner des freien Wassers. Besser sagt man noch, sie leben im Boden. Sie bedecken sich nämlich durch Schlagen mit dem Schwanz und den Flossensäumen mit Sand, und entziehen sich so den Blicken. Nur ihre stark hervortretenden Augen ragen aus dem Boden heraus. Dazu kommt noch, daß sie sich durch Veränderung ihrer Farbe jeweils der Farbe des Bodens, auf dem sie leben, anpassen.

Diese Eigenschaft des Farbenwechsels haben in mehr oder weniger starkem Grade fast alle Fische. Von einem anderen Tier ist diese Eigenschaft bekannter und fast sprichwörtlich, nämlich vom Chamäleon. Wie wird diese Erscheinung hervorgerufen? Diese Färbung der Fische, und auch vieler anderer Tiere, wird durch besondere in der Haut angesammelte Zellen verursacht, die mit Farbstoffen angefüllt sind. Es sind braune bis schwarze und gelbe bis rote Farben. Und durch Menge und Zahl der einzelnen Farbzellen wird die für jede Fischart charakteristische Zeichnung und Färbung hervorgerufen. Nun kann sich aber auch der Farbstoff selbst in den Zellen ganz verschieden verhalten; er kann weit ausgebreitet oder eng auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sein. Die Wirkung kann man sich leicht vorstellen. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel: Ein Fisch hat schwarze und rote Farbzellen. Ist in beiden die Farbe gleichmäßig ausgebreitet, so gibt das im Effekt dem Fisch ein braunes Aussehen. Ist nur die rote Farbe ausgedehnt, die schwarze aber zusammengezogen, so zeigt das Tier einen roten Farbton und umgekehrt. So erklären sich die oft plötzlichen Farbenveränderungen sehr leicht.

Aber kehren wir wieder zu den Lebensgewohnheiten zurück. Es sind nicht die Plattfische allein, die im Boden leben, die hier gewissermaßen wie im Versteck auf der Lauer liegen, um sich dann wie im Sprung auf ihre Beute zu stürzen; noch manche andere Tiere haben ähnliche Lebensgewohnheiten. Sie im Meere selbst zu beobachten, ist natürlich nicht möglich, denn nach dem Rezept von Jules Verne gebaute Unterseeboote zur Beobachtung des Lebens im Meere gibt es noch nicht. Aber wir haben ja ein anderes, viel bequemeres Mittel: das Aquarium.

Da ist ein Becken mit einfachem Sandboden. „Es ist nichts darin", würde vielleicht mancher sagen. Aber es ist doch etwas darin, man muß nur genau hinsehen. Das erste, was uns bei eingehender Betrachtung auffällt, sind lange, starre Borsten, die immer paarweise aus der sonst gleichmäßigen Sandfläche herausragen. Und da lugen sogar richtige Augen aus dem Boden heraus; die schwarze Pupille ist von einer schillernden Iris umrandet. Doch das ist noch nicht alles, was auf verborgenes Leben hindeutet; aber um das letzte zu sehen, muß man schon ganz scharfe Augen haben. Lange, haarfeine Fäden bewegen sich tastend im Bogen über den Sand. Wir können lange stehen, wenn wir gern sehen wollen, was für Tiere nun zu diesen Dingen gehören. Es ist sehr einfach, sie aus dem Boden hervorzulocken.

Wir werfen Futter in das Becken. Hei! Kommt da plötzlich Leben in die eben noch so öde Stille! Zunächst können wir allerdings infolge des aufgewirbelten Sandes nichts unterscheiden. Aber bald sinkt der Sand zu Boden. Die starren Borstenpaare, die wir vorhin sahen, gehören zu einer Krabbe, der Maskenkrabbe, die Augen einem Fisch, dem Zwerggebermännchen, die feinfädigen Fühler einem Krebs, der Garneele. Diese, grau wie der Sandboden, schießen ruckweise wie Pfeile durchs Wasser, so daß man dann nur einen grauen Strich sieht. Sie sind auch die ersten, die wieder im Sand verschwinden; mit einem Sprung sind sie fort. Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit das geht. Wenn man frisch-gefangene Garneelen auf den Sand des Strandes legt, so haben sie natürlich nicht die Bewegungsfreiheit wie im Wasser; auch ist am Strand der Boden nicht so locker wie dort, aber doch versinken sie förmlich sofort vor unseren Augen im Sande.

Nun buddeln sich auch die Zwerggebermännchen wieder ein; sie vergraben sich regelrecht durch Bewegung ihrer Brustflossen und ihres Schwanzes. Langsam fällt der Sand über ihnen zusammen, und nur ihre Augen sehen daraus hervor und lauern weiter auf Beute.

Nur die Maskenkrabben wandern noch umher. Es sind Gestalten, die zum Lachen reizen; es sind richtige Clowns. Mit komischem Ernst benehmen sie sich wie der dumme August im Zirkus. Der kurze, gepanzerte Körper ist aufgerichtet, und wird von langen, dürren Beinen getragen. Seitwärts schreiten sie dahin, bald links, bald rechts, jedem Hindernis oder vermeintlichen Hindernis ängstlich ausweichend. Schießt nur eine Garneele, die selbst froh ist, wenn ihr nichts geschieht, wie ein grauer Strich durchs Wasser, so zieht es die Krabbe vor, lieber nach der anderen Seite zu gehen. Dabei hält sie die besonders langen, dürren, vorderen Gliedmaßen, die mit Scheren bewaffnet sind, gebeugt vor ihren Körper, gewissermaßen die „Ellenbogen" von sich gehalten.

Auch die Maskenkrabben verschwinden langsam und gemächlich wieder im Sande. Und nun herrscht Ruhe wie vorher. Nur die starren Borstenpaare sehen heraus, die Augen lugen hervor, und die feinen Fühler bewegen sich tastend über den Sand.

Aber das ist noch nicht alles, was man vom Versteckspielen im Meere sagen könnte. Noch ein Beispiel sei herausgegriffen, diesmal nicht vom Sandboden, sondern vom mit Algen bewachsenen Steingrund.

Auf wildem Steingeröll wächst ein dichtes Gewirr von Rotalgen. Jeder Stein ist von ihnen besetzt. Wie erstaunt man aber, wenn plötzlich so ein bewachsener Stein Beine bekommt und sich bewegt. Dann sehen wir, wie wir getäuscht wurden; denn es ist kein Stein, sondern ein Krebs, eine Seespinne, die, wie die Steine ihrer Umgebung, über und über mit Rotalgen bewachsen ist und sich so gar nicht von ihrer Umgebung abhebt.

Auch in diesen Erscheinungen zeigen sich die Wunder der Natur.

Der Ueberfall.

Tam und Untam tempern nach Hause.
Die Uhr schlägt Mitternacht.
Stockfinster ist die Landstraße, die vor ihnen liegt.
„Hände hoch!", stehen plötzlich zwei Kerle vor ihnen.
Tam und Untam denken nicht daran.
Tam greift in der Finsternis einen und nimmt ihn schwer her.

Er setzt ihm so zu, bis er um Gnade röchelt. Dann erhebt sich Tam, stäubt sich die Hosen ab und geht stolz nach Hause.

„Untam", ruft er seinen Freund.
Aber Untam scheint längst über alle Berge zu sein.
Am nächsten Morgen treffen sich die beiden Freunde.
„Mich haben sie schwer verhauen", jammert Untam.
„Warum bist du auch weggelaufen?", erzählt jetzt Tam seine Heldentat. „Ich habe meinen Gegner halb tot geschlagen. Sogar die Krawatte habe ich ihm abgerissen. Hier ist sie."
Untam guckt einmal. Untam guckt zweimal.
„Nanu?", sagt er dann. „Das ist doch meine, die ich gestern abend eingebüßt habe."

Peter Prior.

Lustige Rundschau

*** Walzer.** Tanztee im Hotel Krantz. „Der Walzer soll wieder Mode werden", pudert sich Nitta das Näschen. — „Freuen Sie sich darauf?" — „Sehr." — „Gelt, Fräulein, das erinnert Sie dann an Ihre Jugend", platscht Platsch dazwischen.

*

*** Kindermund.** Der kleine Paul hat seinen Eierbecher umgeworfen, so daß der Dotter das Tischtuch beschmutzt. — „Aber, Paul, was hast du getan?" — „Ja, Mutti, das kommt nur daher, weil die Hühner die Eier immer so voll legen."

*

*** Falsch aufgefaßt.** „Anna, in dem halben Jahr Dienst bei mir haben Sie sich schon viel angeeignet," lobte die Hausfrau. — „Mein Jott! Haben Sie sich man nich wejen det bißken Wäsche!"

*

*** Angenehme Erinnerung.** „Weißt du noch, Edgar, an diesem Denkmal haben wir uns auch oft getroffen." — „Stimmt. Da steht schon wieder so'n Kamel!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.